

Heimo Schwilk

Stasi und Poesie, Freundschaft und Verrat 20 Jahre nach dem Ende der DDR: Ein persönlicher Rückblick auf die Ostberliner Künstler-Kolonie am Prenzlauer Berg

Nein, es war kein Schock, ich hatte es längst geahnt: Die Staatssicherheit der DDR führte mich wegen „feindlich-negativer Tätigkeit“ unter der Nummer 66977 in der „Kerblockkartei“ der Hauptabteilung HA II und HA XX. Diese Abteilungen waren zuständig für die „abwehrmässige Bearbeitung von Journalisten westlicher Staaten“ (HA II) sowie zur „Aufdeckung und Bekämpfung von Zentren politischer Untergrundtätigkeit“ (HA XX). Am 26.5.1992 hatte die Gauck-Behörde meinen ein Jahr zuvor gestellten Antrag auf Einsicht in die personenbezogenen Unterlagen der Stasi beantwortet. Die aufgefundenen Karteikarten verzeichnen präzise, wen ich wann und wo auf meinen Reisen nach Ostberlin und Leipzig aufgesucht hatte. So meldete die Bezirksverwaltung Neubrandenburg des Ministeriums der Staatssicherheit (MfS) am 20.8.1987: „Schwilk will sich am 12./13.09.87 mit RATHENOW in Berlin treffen, um sich von diesem die ‚Szene‘ erschließen zu lassen. Sch. beabsichtigt, junge Autoren kennenzulernen, die im ‚Rheinischen Merkur‘ publizieren wollen.“ Und die HA XX/5 notierte am 27.11.1987: „Roland JAHN übermittelte detailliert Angaben zur Person Stefan KRAWCZYK und seiner persönlichen Entwicklung mit Fotos an SCHWILK.“

„Berührung ist nur eine Randerscheinung“ hieß eine viel gerühmte Lyrik-Anthologie, die 1985 von den DDR-Autoren Sascha Anderson und Elke Erb im westdeutschen Verlag Kiepenheuer & Witsch herausgegeben wurde. Heute wissen wir, dass sich vieles berührte (und gar nicht am Rande), damals, als man in den bundesdeutschen Feuilletons von der alternativen Literatur-Szene des Prenzlauer Berges in Ostberlin noch schwärmen durfte: Stasi und Poesie, Spitzel und Aussteiger, Freundschaft und Verrat. Seit Büchner-Preisträger Wolf Biermann im Herbst 1991 seinen Schreib-Kollegen Sascha „Arschloch“ Anderson derb und zugleich höchst wirkungsvoll als Stasi-Spitzel ins Gerede und die Szene in Verruf gebracht hatte, war der alte Kunst-Glanz dahin. Dabei schien es sich doch um eine relativ geschlossene, sich den politischen Zwängen der DDR kompromisslos verweigernde künstlerische Gruppierung zu handeln. Sie verbreitete ihre Texte in Samisdat-Zeitschriften und hatte sich ganz offenbar kreative Freiräume geschaffen. „Schaden“, „Mikado“, „Ariadnefabrik“ oder „Notnadel“ hießen die Heft-Editionen, mit denen Sascha Anderson, Elke Erb, Reiner Schedlinski, Uwe Kolbe, Detlef Opitz, Thomas Günther, Gert Papenfuß-Gorek und andere ihre sprachartistischen Texte verbreiteten, die der „Mord-Welt“ der Politik die „WortWelt“ autonomer Poesie entgegensetzen versuchten.

Versuchten – denn damals war diese Szene keineswegs so homogen, so solidarisch, so oppositionell, wie sie sich nach außen hin darstellte, besser: dargestellt wurde. „Wo alle Freiheiten fehlen, Kompromisse moralisch und ästhetisch unmöglich geworden sind, wird die Literatur radikal“, schrieb ich selbst im März 1989 in der Bonner Wochenzeitung „Rheinischer Merkur“ über die Sprachkünstler vom Prenzlauer Berg, die, wie wir heute wissen, immer auch Überlebenskünstler – und einige davon Künstlerspitzel gewesen sind.

Im September 1987 war ich zum ersten Mal nach Ostberlin gereist, um jene Autoren aufzusuchen, die im heruntergekommenen Arbeiterviertel zwischen der Prenzlauer Allee und der Leninallee hausten, sich in Ladenräumen, Cafés und Galerien versammelten. Im Grunde begann der Mythos schon damals zu bröckeln, die planmäßige Zerstörung des Künstler-Biotops war das Ergebnis einer administrativen Maßnahme: Stück für Stück kämte man den Dschungel des Viertels durch,

schloss Cafés und restaurierte Häuserzeilen als touristische Schaustücke, um den anarchischen Charme des Viertels zu zerstören.

Doch auch die Selbstzerstörung war bereits in vollem Gange. Zwar hatte sich der „Kopf“ (und damals noch unenttarnte Oberverräter) der Szene, Sascha Anderson, längst nach Westberlin abgesetzt, von wo er als IM (inoffizieller Mitarbeiter der Staatssicherheit) Spitzelberichte an seine Führungsoffiziere in der Ostberliner Normannenstraße übermittelte; doch mit Rainer Schedlinski und Lutz Rathenow hatten sich zwei konkurrierende Autoren-Zirkel gehalten, die eifersüchtig um den Nachlass des Prenzlberger Olymps stritten.

Rathenow stand für die politische, Schedlinski für die ästhetische Dissidenz, und Kompromisse fanden allenfalls im Raum medialer Vermarktung statt, wo man sich wechselseitig die (West-)Publikationen zuschanzte. Gleichzeitig in der linksalternativen „tageszeitung“ und im liberal-konservativen „Rheinischen Merkur“, in der „Zeit“ oder der „Welt“ zu veröffentlichen, bereitete den Anarcho-Poeten keinerlei Magenschmerzen. Die Selbstkorrumpierung hatte schon damals viele Gesichter: Das West-Honorar, durch Kuriere über die Grenze geschmuggelt, ermöglichte eine Bohème-Existenz, die es im Arbeiter- und Bauernstaat DDR so eigentlich gar nicht geben durfte.

Die Wohnung von Lutz Rathenow, in Lichtenhain unweit der Karl-Marx-Allee gelegen, war der heimliche Medienumschlagplatz, dorthin kamen all die internationalen Journalisten, die einen echten Widerstandsdichter zu sehen wünschten. Man trank dort aus Keramik-Teetassen, die das Allround-Talent Anderson (der gelernte Schriftsetzer betätigte sich als Musiker, Grafiker, Lyriker und Keramiker) geformt hatte, lauschte Detlef Opitz' Eulenspiegeleien, der über kleine Schiebereien berichtete (er hat mir tatsächlich einmal eine kleine Barockorgel zum Verkauf angeboten – noch heute weiß ich nicht, was dabei Dichtung war und was Wahrheit) oder plauderte mit dem eher spröden Rainer Schedlinski, der das Gehörte anschließend zu Spitzelprosa verarbeitete.

In der Erinnerung an die Begegnungen von damals wird der Grusel wach, den die Grenzübertritte und die Annäherung an die Zonen der Subversion in mir hervorriefen, die Nähe zu einem Machtapparat, der seine Machtmittel ungeniert demonstrierte mit einem zwar lächerlichen, dennoch höchst realen Anachronismus. Von dem als Essayisten wie Stasi-Spitzel gleichermaßen begabten Rainer Schedlinski stammt der Satz „Die einzigen, die nicht bei der Stasi sind, sind die, die dabei sind.“

Die dunkle Sentenz, unmittelbar nach

dem Fall der Mauer gesprochen, eröffnete einen damals unerhörten, heute, fast zwei Jahrzehnte nach der Enttarnung des Stasi-Autors, banalen Tatbestand: Allein im Bauch des Wals verlor der MfS-Koloss seinen Schrecken, allein die offiziellen und inoffiziellen Stasi-Leute blieben von seinen Zudringlichkeiten, vom Täter-Opfer-Syndrom verschont. „Die Spitzel“, sagte der in seine Lügen verliebte Zyniker Anderson über die Psychologie der Kollaboration, „hatten eine erarbeitete Familie, die Freunde, und eine Urfamilie, die Stasi“. Inzwischen hat sich der Verwandlungskünstler – Treppenwitz der Literaturgeschichte – in die Familie Martin Walsers eingeknistet, eines Autors, der sich als einer der wenigen bundesdeutschen Schriftsteller mit der deutschen Teilung nie hatte abfinden wollen. Sascha Anderson ist nun der Lebensgefährte von Walsers Tochter Alissa, deren Buchcover er gestaltet.

Wenn Biermann die Literatur-Avantgarde der Ex-DDR mit einem verächtlichem Seitenhieb als Erfindung der Staatssicherheit abtat („Spätdadaistische Gartenzwerge mit Bleistift und Pinsel“), so wusste der Liedermacher eben nicht, dass das Faszinosum dieser Gruppe von Anfang an die Macht (und hierbei natürlich die besonders numinose Erscheinungsform des Geheimdienstes) gewesen ist, wie sie es bei der Lektüre der französischen Strukturalisten Foucault, Derrida und Baudrillard gelernt hatte. Es muss diese gleichsam erotische Anziehungskraft der Staatsmacht, jene die banale Wirklichkeit des Sozialismus transzendierende Subversion der Staatssicherheit gewesen sein, die Leute wie Anderson und Schedlinski zur Kooperation bewegte. Wie ließ sich denn der von Foucault angeregte „Diskurs der Macht“ besser, tiefer, radikaler erfahrbar, begreifbar machen als in der

verführerischen Rolle des Doppelagenten zwischen Geheimdienst und Poesie? Noch im Talk-Show-Schlagabtausch zwischen Markus Wolf und seinem BND-Kollegen Heribert Hellenbroich im November 1991 blitzte ja die männerbündlerische Hochachtung auf, die ganz offenbar in der gemeinsamen Nähe zu den subversiven Quellen der Macht gründete. Eine neu zu schreibende Literaturgeschichte der „Prenzlauer-Berg-Connection“, wie der Literaturwissenschaftler Adolf Endler die Ostberliner Künstlerkolonie süffisant und durchaus treffend nannte, musste sich auf diese Psychologie der Macht zwischen Anziehung und Abstoßung einlassen, die die geheime Trennlinie markiert zu den aufklärerischen Schulen der Brecht-Schüler von Peter Huchel bis Volker Braun und von Heinz Fühmann bis Wolf Biermann. Die „böse“ Attitüde, ein diskurs- und sprachverliebter Immoralismus dürfte das eigentlich Innovative und zugleich Skandalöse dieser Poesie gewesen sein.

Doch nur der Poesie. Schaut man zurück zur „Wende“ von 1989/90, so wirkte diese als Magnet, auf den sich die ideologischen Gruppierungen wie Eisenspäne auf ihr eigentliches weltanschauliches Kraftfeld ausrichten: auf die machtgeschützte Innerlichkeit, sprich Nischengesellschaft der untergehenden DDR. Der eigentliche Feind all der angepassten, halbangepassten oder auch oppositionellen Intellektuellen war nicht der SED-Staat mit seinen unübersehbaren Machtstrukturen, sondern der „westliche Kapitalismus“: Im Innersten hatte man sich nämlich nie vom behaupteten DDR-Erbe des „Antifaschismus“ entfernt. Als 1990 die Wahl zwischen DDR und Bundesrepublik zur Entscheidung stand, erwies sich der jahrelang vorgespiegelte Macht-Diskurs tatsächlich als reines Sprachspiel, blieb politisch und moralisch folgenlos. Zum Erhalt der eingeübten Künstler-Privilegien bediente man sich sogleich jener in der Vergangenheit so sehr verachteten Polit-Phraseologie. Rainer Schedlinski schickte uns damals sehr staatstragende Essays nach Bonn, und ich druckte sie, weil ich sie für aufschlussreiche Zeugnisse der DDR-Gesinnung hielt.

Nicht alles, was wir damals veröffentlichten, blieb folgenlos für die, die politisch rasonierten wie Lutz Rathenow oder auch der Liedermacher Stephan Krawczyk. Aufgrund eines im „Rheinischen Merkur“ veröffentlichten Textes („Schreiben unterm Stasi“ vom 15. 4.1988) zerschlug sich ein Buchprojekt, über das Rathenow bereits mit dem Mitteldeutschen Verlag einig geworden war, und ein im gleichen Blatt abgedrucktes Dokument des Liedermachers Stephan Krawczyk (20.11.1987) brachte dem Brecht-Epigon die Verhaftung und eine Anklage wegen „Landesverrats“ ein. Doch weder Rathenow noch Krawczyk gingen letztlich aufs Ganze, so mutig ihre Vorstöße und Grenzüberschreitungen auch gewesen sein mögen. Vor die Wahl gestellt, sich zwischen Zwangsausbürgerung oder Gefängnis zu entscheiden, wählte Krawczyk die Ausreise – zwei Jahre vor dem Zusammenbruch des SED-Regimes. In Polen und der Tschechoslowakei haben sich die Dichter andere Opfer aufgebürdet. Vaclav Havel wurde nach der Befreiung seines Landes zum tschechischen Präsidenten gewählt, während es hierzulande schwerfällt, sich die einstige DDR-Vorzeige-Schriftstellerin Christa Wolf im Amt einer Bundespräsidentin vorzustellen.

Als wir uns, Freunde geworden durch all die gemeinsamen Gespräche, Projekte und Lesungen, in den Jahren nach der Wende wieder begegneten, war die die frühere Sympathie eingetrübt vom Wirbel der Veränderungen. Das Täter-Opfer-Spiel begann, und nach ein paar Gläsern Wein beteuerte der eine, den Reisepass vor der Wende keinesfalls wegen politischen Wohlverhaltens bekommen zu haben, ein anderer ließ sich am Telefon verleugnen, weil er den „inquisitorischen“ Interviews der „Wessis“ entgehen wollte. Und einer wie Schedlinski hoffte auf die Gnade der frühen Vergesslichkeit – oder die gründliche Arbeit der Aktenvernichter.

Detlef Opitz, der mir gegenüber im Dezember 1989 beteuerte, er wolle noch einmal die SED wählen, um zu retten, was zu retten sei von dem Staat, der ihm „unvergleichliche künstlerische Möglichkeiten“ geboten habe, zog sich 1992 mit Schedlinski in die ländliche Klausur zurück, um dem, der auch ihn bespitzelt hatte, beim Abfassen einer später in der FAZ veröffentlichten Apologie beizuspringen. Er selbst bezog das 2500-Mark-Stipendium eines Münchner Verlags, um die Narreteien der eigenen Biografie zwischen Stasi und Schreibmaschine in Romanform zu gießen. Aus alten Rivalitäten waren über Nacht neue Solidaritäten geworden, die ein trübes Licht auf eine

Szene werfen, die vor allem eine Notgemeinschaft höchst gegensätzlicher Individualisten gewesen ist.

Dass der eiskalte Kollegen-Spitzel Schedlinski heute als erfolgreicher Geschäftsmann in Sachen „Kältetechnik“ unterwegs ist, erscheint als besonders bizarre Pointe der DDR-Verratsgeschichte. Am 3. November 1991 veröffentlichte ich in der „Welt am Sonntag“ eine Meldung, die den Auftakt zur Enttarnung des IM „Gerhard“ bildete: „Der literarische Skandal um die angebliche Stasi-Verstrickung des Schriftstellers Sascha Anderson weitet sich aus. In einem Gespräch äußerte der Ostberliner Schriftsteller Lutz Rathenow den Verdacht, auch Rainer Schedlinski, der mit Anderson zusammen kurz vor der Wende den Ostberliner Szene-Verlag Galrev gegründet hatte, könne mit der Stasi zusammengearbeitet haben. Schedlinski habe auch nach Erhalt eines Reisepasses 1987 weiter Kontakt zu Stasi-Leuten gehalten.“ Die Reaktion der Szene war nicht helles Entsetzen über den Verrat eines Freundes, sondern Misstrauen gegenüber dem West-Enthüller. Unter anderem erhielt ich einen empörten Brief von Lutz Rathenow, der sich von mir „hereingelegt“ fühlte. Er wolle „nicht als Held erscheinen“, sondern „Fragen stellen, Zusammenhänge erforschen“. Rathenow, lange vor der Öffnung der Gauck-Behörde ein williger und gut informierter Gesprächspartner sämtlicher deutscher TV- und Rundfunkstationen, wollte „kein Enthüller sein, der den Prenzlauer Berg zum Schweigen bringt“.

Nun, am 6. Januar (in der Sendung „Kontraste“) und noch einmal drei Tage später mit einem hoch dotierten „stern“-Beitrag hat Rathenow preisgegeben, was wir beide, die wir Schedlinski nach der Wende in seiner zwiespältigen Angst erlebt hatten, längst geahnt hatten. Auch die Wahrheit, das wusste schon Alexander Solschenizyn, hat ihren Preis und ihre Konjunktur.

Doch noch ist die ganze Wahrheit nicht auf dem Tisch. In Lutz Rathenows Stasi-Akte finden sich Spitzelprotokolle über die journalistischen Kontakte des Schriftstellers, darunter auch mein Name und der anderer damaliger Kollegen. Ein als „streng geheim“ deklariertes Dokument der Hauptabteilung XX/9 schlägt vor, „mögliche Veröffentlichungen in westlichen Presseorganen und Massenmedien im Ergebnis der festgestellten Gespräche zu verfolgen und zu dokumentieren sowie im Falle einer DDR-feindlichen Berichterstattung die Möglichkeit der Veranlassung von Einreisesperren gegen die genannten Journalisten zu prüfen“. Im Licht solcher Erkenntnis erklärt sich so manche Schikane, der ich und andere Journalisten bei den zahlreichen Reisen in die DDR ausgesetzt waren. Auch hier dürften die Schedlinskis und Andersons Hilfsdienste geleistet haben. Sie haben auch uns bespitzelt, behindert, verkauft. Diese Art der Berührung war keine Randerscheinung. Sie zielte ins Herz und verriet es – an die Macht.
